

Katja Kauer

Queer lesen

Einführung in eine Literaturwissenschaft jenseits des Heteronormativen

narr STUDIENBÜCHER

narr/f
ranck
e\atte
mpto



PD Dr. Katja Kauer ist Privatdozentin der Otto-von-Guericke Universität Magdeburg. Seit 2012 vertritt sie literaturwissenschaftliche Professuren in Deutschland und der Schweiz. Zuletzt war sie an der Universität Bern, der Eberhard Karls Universität Tübingen und an der Zeppelin-Universität in Friedrichshafen als Dozentin tätig.

Queer lesen

narr STUDIENBÜCHER LITERATURWISSENSCHAFT

Zugänge – Reflexionen – Transfer

Katja Kauer

***Queer* lesen**

Anleitung zu Lektüren jenseits eines normierten
Textverständnisses

narr
ranck
e\atte
mpto

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Abdruck des Bildmaterials aus *Mädchen in Uniform* (1958) mit freundlicher Genehmigung von
© CCC Filmkunst GmbH.

Das Bildmaterial zu *Mädchen in Uniform* (1931) wurde freundlicherweise zur Verfügung gestellt von
© Beta Film GmbH.

© 2019 · Narr Francke Attempto Verlag GmbH + Co. KG
Dischingerweg 5 · D-72070 Tübingen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Internet: www.narr.de
www.narr-literaturwissenschaft.de
eMail: info@narr.de

CPI books GmbH, Leck

ISSN 2627-0323
ISBN 978-3-8233-8282-9 (Print)
ISBN 978-3-8233-9282-8 (ePDF)
ISBN 978-3-8233-0149-3 (ePub)



Inhalt

| | |
|--|-----|
| Vorwort | 7 |
| Einleitung | 9 |
| 1. Der Begriff | 9 |
| 2. Heteronormativitätskritik als <i>queere</i> Denkbewegung | 15 |
| 3. <i>Queer Studies</i> in der Literaturwissenschaft | 25 |
| I ‚Abweichendes‘ Begehren in ‚konservativen‘ Texten / <i>queer desire – straight text</i> | 35 |
| Eduard von Keyserling: <i>Wellen</i> (1911) | 35 |
| II Das Scheitern der Heteronormativität an der Widersprüchlichkeit der Geschlechterrollen | 55 |
| Hedwig Dohm: <i>Der Frauen Natur und Recht</i> (1876) | 55 |
| III <i>Queere</i> Homosexualität | 61 |
| Annette Kolb: <i>Die Schaukel</i> (1934) | 65 |
| IV Völlig ‚verkehrt herum‘ oder Die Melancholie der Devianz | 73 |
| Margaret Radclyffe Hall: <i>Quell der Einsamkeit</i> (1928) | 73 |
| V Der Triumph des <i>Queeren</i> – ‚weiblich‘ lieben | 87 |
| Anna Elisabeth Weirauch: <i>Der Skorpion</i> (1919) | 87 |
| VI Das lesbische Kontinuum | 97 |
| VI.1 Politische und erotische Bündnisse: Kerstin Grether: <i>An einem Tag für rote Schuhe</i> (2014) | 101 |
| VI.2 Romantische und neusachliche Bündnisse: Irmgard Keun: <i>Gilgi – eine von uns</i> (1931) | 107 |
| VII Homosoziales Begehren | 117 |
| VII.1 <i>Between men</i> | 117 |
| VII.2 <i>Between women</i> | 121 |
| Eduard von Keyserling: <i>Die Verlobung</i> (1907) | 122 |
| VIII Frauenliebe | 129 |
| Christa Winsloe: <i>Mädchen in Uniform</i> (1931/1933) als (nicht) lesbisch gelesener Film/Text | 129 |
| IX ‚Männlichkeit‘ zwischen Homosozialität und Homosexualität | 155 |
| Ronald M. Schernikau: <i>Kleinstadtnovelle</i> (1980) | 155 |

| | |
|--|-----|
| X Ausblick: <i>Queere Ambitionen</i> im weiblichen Poproman | 169 |
| X.1 Trügerische Sehnsüchte, Selbstoptimierung und Neosexualität: Alexa Hennig von Lange: <i>Relax</i> (1997) | 170 |
| X.2 Heterosexuelle Ehekämpfe, lesbische Verführung als neosexuelle Machtdemonstration: Charlotte Roche: <i>Mädchen für alles</i> (2015) | 180 |
| XI <i>Queer</i> – ein Schlusswort | 191 |
| Laurie Penny: <i>Unsagbare Dinge</i> (2014/2015) | 191 |
| Literaturverzeichnis | 199 |
| Primärtexte | 199 |
| Verwendete Sekundärliteratur | 200 |

Vorwort

Dieses Studienbuch entstand im Laufe meiner Lehrtätigkeit als Privatdozentin. Ich danke den Studierenden, die an den verschiedenen Universitäten meine Lehrveranstaltungen besucht haben und mich mit ihren Fragen und Impulsen dazu gebracht haben, meine *queeren* Lektüren niederzuschreiben. Einige der Kapitel ergaben sich aus Seminargesprächen und sind bereits in der Lehre erprobt. Der Hauptteil des Buches entstand während der Professurvertretung des Lehrstuhls für die Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen im WS 16/17 und im Sommersemester 2017. Ich danke dem Deutschen Seminar für die angenehme und bereichernde Arbeitsatmosphäre, die es mir ermöglicht hat, den Text fertigzustellen. Der Dank gilt auch meinen beiden Hilfswissenschaftler*innen, Martin Sinn und Andreas Klemm, die Teile der Arbeit Korrektur gelesen haben. Einen herzlichen Dank möchte ich meinen Tübinger Studierenden, insbesondere Desirée Held, die mich bei der Korrektur des Dokuments kurz vor der Abgabe unterstützt hat, und Lukas Häberle, der mir ebenfalls hilfreich zur Seite stand, aussprechen. Ich bedanke mich auch für die Unterstützung durch den Narr Verlag und für die hilfreichen Hinweise der Lektorin Frau Dr. Valeska Lembke.

Einleitung

*Daß die Körper beseelt sind: das ist das Geheimnis –
Klaus Mann: Der fromme Tanz, 1926*

1. Der Begriff

Ist *Queer* das neue *Gender*? Diese Frage klingt nach einer Provokation. Doch scheint es durchaus Argumente für diese Hypothese zu geben. Tatsächlich weist die Entwicklung beider Forschungsrichtungen einige Parallelitäten auf – in Anbetracht ihrer universitären und gesellschaftlichen Aufnahme. Nachdem sich in den 1990er Jahren ‚*Gender Studies*‘ bzw. ‚Gendertheorie‘¹ als Schlagwort zu entwickeln begann, Einzug hielt in Proseminare sowie Theorieüberblicksvorlesungen und dabei zunehmend die feministische Literaturwissenschaft ablöste, etablierte sich seit der Jahrtausendwende der Begriff ‚*Queer Studies*‘ als ähnlich schillerndes Schlagwort. Wird eine Erklärung darüber erbeten, was sich hinter der virulenten Bezeichnung verbirgt, folgen entweder meist ausweichende oder weitschweifige Erläuterungen. Der/die Fragende trifft selten auf eine präzise Auskunft.

Wer an einer neuen Hoffnung für eine politische Protestbewegung feilt oder das akademische Establishment angreifen will, wer einen Namen für persönliche Ausdrucksformen sucht, die nicht ins gängige Hetero-Schema passen, oder auch, wer einfach nur *in* sein will, kurz: wer auf der Suche nach etwas Neuem, Ungewöhnlichen ist, kommt an Queer schwer vorbei.²

Das Faszinierende des Begriffs umschreiben die Herausgeber*innen und Übersetzer*innen einer 2001 erschienenen Einführung in die Queertheorie als „Hoffnung“, „Protestbewegung“ und „Suche nach etwas Neuem“. Dass eine solche Umschreibung aber auch Zweifel an der wissenschaftlichen Ernsthaftigkeit dieser Forschungsrichtung provozieren kann, liegt auf der Hand. Dem Begriff scheint ein gewisser Zeitgeist, etwas *per se* Modernes eingeschrieben zu sein. *Queer* zu denken, so impliziert das Zitat, war um 2000 *en vogue*. Der Begriff des *Queeren* vermag gegenwärtig bereits deutlich weniger Aufruhr zu entfachen als noch in seiner frühesten Jugend, den 1990er Jahren, denn jetzt konnotiert er nichts ganz Neues, völlig Ungewöhnliches mehr. Nur was genau verspricht er?

Es ist festzustellen, dass es neben den Anhänger*innen dieser Art der Theoriebildung auch viele Wissenschaftler*innen gibt, die sie skeptisch betrachten. Dem Begriff des *Queeren* haftet etwas Ominöses an. Das ist auch nicht allzu verwunderlich, denn in das Wort schreibt

- 1 Die einfachen Anführungszeichen geben zu erkennen, dass ich mich mit dem Ausdruck auf der Ebene des Begriffs als semantische Einheit bewege, deren Bedeutungsinhalt sprachlich nicht eindeutig ist, sondern von den jeweiligen Diskursen abhängt, aus denen der Begriff hervorgeht bzw. in denen er von mir verwendet wird. Ohne Markierung ist die Begriffsverwendung kontextbezogen eindeutig.
- 2 Vorwort zur deutschen Ausgabe: Annamarie Jargose: *Queer Theory. Eine Einführung*. Hrsg. von Corinna Genschel / Caren Lay / Nancy Wagenknecht / Volker Woltersdorf. Berlin 2001, S. 7–12, S. 7 [Hervorhebung im Original].

sich eine Geschichte der Homophobie ein. Die Ablehnung kann daher sowohl homophobe Gründe haben als auch nur eine kritische Skepsis gegenüber einer pejorativen Bezeichnung, die hier so vordergründig privilegiert wird, offenbaren. Das englische Wort ‚*queer*‘ nämlich bedeutet so viel wie ‚sonderbar‘, oder ‚verkehrt‘, es konnotiert ‚Eigenartigkeit‘. Diente die Bezeichnung eigentlich als abfälliger Ausdruck für schwule und lesbische Personen, so wurde der Begriff in den 1990er Jahren im politischen Kontext als Möglichkeit genutzt, den Außenseiterstatus in einer sexuell normierten Gesellschaft reflektiert und selbstbewusst zum Ausdruck zu bringen. Menschen, deren Sexualität und/oder deren *Gender* in den dominanten Kategorien der Zweigeschlechterordnung (‚Mann‘, ‚Frau‘, ‚heterosexuell‘) nicht repräsentiert ist, eigneten sich das pejorative Wort an. Sie münzten es in eine positive Bezeichnung für eine Protestbewegung um. Das Wort löste Begriffe wie ‚Homosexualität‘ ab und dient seither gleichzeitig als Instrument einer Kritik an den Konzepten ‚homosexuell‘ und ‚heterosexuell‘. *Queer Studies* liefern für diesen Protest einen akademischen Überbau. Zeitgleich zu den *queer*-politischen Anfängen in den 1990er Jahren etablierte sich ‚*queer*‘ als Konzept für einen neuen kritischen Zugang zur herrschenden Sexualitätsnorm. Der Begriff wurde von der italienisch-amerikanischen Literaturwissenschaftlerin Teresa de Lauretis (* 1938) im Jahre 1991 in den feministischen Diskurs gebracht.

Im Umfeld von *queer politics*, aber auch in Abgrenzung davon sind im Verlauf der Neunzigerjahre weitere Initiativen und Bewegungen entstanden. Transsexuelle und Transgender-Menschen haben sich selbstständig in eigenen Gruppen organisiert [...] Parallel zu diesen politischen Entwicklungen, teils als Reflex darauf, teils unabhängig davon, entstand *queer* im universitären Bereich der Gay and Lesbian Studies als Sammelbegriff für einen neuen kritisch theoretischen Zugang zum Feld nicht-normgerechter Sexualitäten. Teresa de Lauretis war die Erste, die 1991 *queer* in diesem Sinne anlässlich einer Schwerpunkt-Nummer der feministischen Zeitschrift *differences* verwendete, die sich mit lesbischen und schwulen Sexualitäten beschäftigte (de Lauretis 1991).³

Queer Studies entstanden zwar im Kontext der *Gay and Lesbian Studies*, sind aber ideologisch davon zu trennen, denn sie zeigen ein kritisches Verhältnis zu jeglicher Art von Identitätskategorie. „*Queer* steht nicht für die schlichte Bindestrich-Zusammenführung von „schwul-lesbisch“, obwohl auch dies eine Dimension queerer Praxis darstellt [...].“⁴ Allein, würde die Übersetzung ‚Studien der/des Sonderbaren‘ die Forschungsrichtung erfolgreich legitimieren? Und wer wären diese Sonderlinge, eben doch nur all jene, die ‚verkehrt‘ sind, ‚verkehrt‘ aussehen oder ‚verkehrt‘ begehren bzw. „nicht ins gängige Hetero-Schema passen“? Um Legitimität im universitären Umfeld musste vor 20 Jahren auch noch die Genderforschung kämpfen.

Heutzutage ist sie in das Lehrprogramm vieler Disziplinen integriert. Wenn wir die Parallele also zulassen, ist absehbar, dass im kommenden Jahrzehnt auch hinsichtlich der *Queer-*

3 Volker Woltersdorf alias Lore Logirrhöe: *Queer Theory und Queer Politics*. In: UTOPIE kreativ, H. 156 (Oktober 2003), S. 914–923, S. 916. Gemeint ist hier folgender Aufsatz: Teresa de Lauretis: *Queer Theory: Lesbian and Gay Sexualities*. In: *Differences: A Journal of Feminist Cultural Studies* 3, 2 (1991), S. III–XVIII.

4 Lutz Hieber / Paula-Irene Villa: *Images von Gewicht. Soziale Bewegungen, Queer Theory und Kunst in den USA*. Bielefeld 2007, S. 8.

forschung akademische Akzeptanz für die Relevanz dieser Forschung geschaffen sein könnte. Während jedoch in den letzten 20 Jahren zahlreiche literaturwissenschaftliche Einführungen in die Gendertheorie erschienen sind, hat es für *Queer Studies* im Kontext der Literaturwissenschaft noch keine vergleichbare Publikationsflut gegeben. Prägend für die studentische Auseinandersetzung mit den *Gender Studies* war der 1998 erschienene Band „Einführung in die feministische Literaturwissenschaft“ von Jutta Osinski,⁵ der die Paradigmen einer genderorientierten Textanalyse vorstellte, die sich in den Jahren danach auch in der Praxis ausdifferenzierten. In gewisser Weise lassen sich *Queer Studies* auch als eine Ausdifferenzierung von *Gender Studies* verstehen. Besonders im Umgang mit literarischen Texten kann es einen *queeren* Blick immer nur dort geben, wo ein Verständnis von *Gender* herrscht, oder anders ausgedrückt, er setzt eine Kenntnis grundlegender Gendertheorie voraus.

Nach der Definition von Annamarie Jargose ist eine Begriffsbestimmung von ‚*queer*‘ unmöglich, ja gerade die Unbestimmtheit des Begriffs sei für die Theorie wesentlich.⁶ Diese Aussage einem Einführungsbuch voranzustellen, mag einige Leser*innen bereits jetzt abschrecken. Dass Begriffe niemals völlig eindeutig sein können, ist zwar eine sprachphilosophische Prämisse, um jedoch als Wissenschaftlerin mit einem Begriff erfolgreich arbeiten zu können, ist der Hinweis auf die Elastizität seines semantischen Gehaltes nicht ausreichend. Jargoses vage Definition wird uns allerdings bei aller Mühe um Präzision wieder einholen. Sie meint damit, dass ‚*queer*‘ eher als eine kritische Denkbewegung denn als ein festes Konzept zu verstehen ist. Diesen Befund müssen wir akzeptieren.

Widersetzt sich dieser Befund der Aussicht, *Queer Studies* erfolgreich in die akademischen Disziplinen zu integrieren? Wenn wir den Begriff ‚*queer*‘ bibliographieren, bleiben wir nicht ohne Ergebnisse. Ja mehr noch, es gibt bereits Publikationen, die eine bildungswissenschaftliche Bestandsaufnahme des Forschungsfeldes darstellen.⁷ Queertheoretische Forschung ist demnach kein Phantasma, sondern hat Eingang in akademische Praxis gefunden, aber aus dem Blickwinkel des Studierenden lässt sich diese Forschungsrichtung schwer systematisieren. Bezogen auf unseren spezifischen Gegenstand stellt sich die Frage: Wie können wir Texte *queeren*?

- 5 Vgl. Jutta Osinski: Einführung in die feministische Literaturwissenschaft. Berlin 1998. Zahlreiche weitere Texte sind erschienen, die in der aktuellen Genderdiskussion von Bedeutung sind. Ich kann hier nur eine kleine Auswahl nennen: Vera Nünning / Ansgar Nünning [Hg.]: Erzähltextanalyse und Gender studies. Stuttgart 2004; Franziska Schößler: Einführung in die Gender Studies. Berlin 2008; Christina von Braun / Inge Stephan [Hg.]: Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien. 3., überarb. und erw. Aufl. Köln / Weimar / Wien 2013. In diesem Buch gibt es auch eine Auseinandersetzung mit *Queer Studies* von Sabine Hark (ebenda, S. 449–470), ebenso wie bei Sigrid Nieberle: Gender Studies und Literatur. Eine Einführung. Darmstadt 2013, S. 113–118. Der folgende Band sammelt Basistexte der Gendertheorie und ist daher auch als Einführungsbuch in *Queer Studies* durchaus gut geeignet: Franziska Bergmann / Franziska Schößler / Bettina Schreck [Hg.]: Gender studies. Bielefeld 2012.
- 6 „Allerdings muß sich seine Bedeutung nicht einfach nur festigen oder klarer herausbilden, denn gerade die Unbestimmtheit, die Elastizität ist ihm wesentlich.“ Annamarie Jargose: Queer Theory – Eine Einführung, S. 13.
- 7 Vgl. Elke Kleinau / Dirk Schulz / Susanne Völker [Hg.]: Gender in Bewegung. Aktuelle Spannungsfelder der Gender und Queer Studies. Bielefeld 2013.

An dieser Stelle soll versucht werden, die deutsche Forschungsdiskussion um *Queer Studies* in Hinsicht auf einen literaturwissenschaftlichen Anspruch, den wir mit ihnen stellen können, zu umreißen. Dieser Einblick in die Forschungsdiskussion kann keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Ähnlich wie der Begriff selbst ist auch seine Diskussion elastisch. In diesem Studienbuch sollen Angebote gemacht werden, wie wir als Literaturwissenschaftler*innen mit *queer* praktisch etwas anfangen können. Die Frage, wie wir Texte *queeren*, soll in dieser Einführung daher nicht theoretisch beantwortet, sondern an Textbeispielen vorgeführt werden. Aus diesem Grunde entwickle ich auch die Forschungsdiskussion aus der Perspektive einer Literaturwissenschaftlerin, die literarische Texte *queer* lesen möchte.

In den Sozialwissenschaften haben die *Queer Studies* einen größeren Einfluss als in den Philologien. Es gibt ein Bewusstsein für das Theoriefeld des *Queeren*. Soziolog*innen wie Sabine Hark haben sich darum verdient gemacht, den Begriff im deutschen Kontext zu etablieren.⁸ Eine sozialwissenschaftliche Einführung wurde von Nina Degele bereits 2008 vorgelegt.⁹ Sie ist informativ, bietet für die Arbeit an literarischen Texten allerdings keine Perspektiven. *Queer Studies* stellen eine Analyse­methode dar, die wir als eine transatlantische Disziplin verstehen müssen, das heißt die Ursprünge der Forschungsrichtung liegen im angloamerikanischen Bereich. Die Texte, die die Basis für diese Theorie schaffen, sind, bis auf wenige Ausnahmen, englischsprachig. Einige dieser Texte sind noch nicht aus dem Englischen übersetzt. Die Auseinandersetzung im deutschen Sprachraum beginnt daher meist mit einer Umschreibung von Konzepten, die Wissenschaftler*innen im angloamerikanischen Raum entwickelt haben. Es wäre unzulässig zu behaupten, dass soziologische Auseinandersetzungen mit der englischsprachigen Theoriewurzel nur im Wiederkäuen bestünden, doch oft vermittelt sich der Eindruck eines Mangels an Originalität. Jargoses Einführung ist eines der ersten deutschen Bücher, die den Begriff ‚*queer*‘ explizit im Titel verwenden. Auch hier handelt es sich um eine Übersetzung aus dem Englischen. Der Band kam bereits 1996 in der Originalsprache heraus, wurde daraufhin 2001 ins Deutsche übertragen und erschien 2017 in der 3. Auflage.

Die Autorin ist Professorin in Neuseeland und eine anerkannte LGBT-Aktivistin. *Queer Studies* stammen zwar aus den *Queer Politics*, müssen jedoch nicht nur von Aktivist*innen dieser Szene betrieben werden. Es lässt sich allerdings auch für Deutschland konstatieren, dass *queeres* Denken im Kontext der LGBT-Bewegung aufkam und Wissenschaftler*innen, die sich dafür einsetzten, dieser Szene zugeordnet werden.¹⁰ ‚LGBT‘ wird im politischen

8 Vgl. Sabine Hark: Queer Interventionen. In: Feministische Studien 11/2 (1993), S. 103–109; Sabine Hark: Heteronormativität revisited. Komplexität und Grenzen einer Kategorie. Vortrag anlässlich des 1. LSBTTI* Kongresses der Hirschfeld-Stiftung. www.zifg.tu-berlin.de/menu/team/sabine_hark/materialien_zum_download/ (letzter Zugriff 11.2.2019).

9 Vgl. Nina Degele: Gender/Queer Studies: Eine Einführung. Paderborn 2008.

10 Dies bringt der Theorie oft den Vorwurf ein, Nischenphänomen für eine ‚bestimmte Gruppe‘ von Menschen zu sein, die aus ihrer Betroffenheit heraus agieren. Dieser Vorwurf ist unzutreffend. Er dient dazu, Unwissenschaftlichkeit zu unterstellen. Die Kritisierten wiederum vermuten, in den Vorwürfen würde sich eine latente Homophobie ausdrücken. Es fällt auf, dass es auf studentischer Ebene diese Vorwürfe nicht gibt.

Kontext verwendet, um die monolithische Bezeichnung ‚homosexuell‘ abzulösen. Genau diese Entwicklung können wir in den letzten beiden Jahrzehnten feststellen. Unter LGBT verstehen wir *lesbian* (lesbische), *gay* (schwule), bisexuelle und Transgenderidentitäten. Es gibt in Deutschland auch die Abkürzung LSBTTIQ oder LSBTTIQPA+, die transsexuelle, transgender, intersexuelle und *queere* Identitäten mit benennen möchte und sogleich durch die absurde Länge der Buchstabenreihe das Konzept von Identitätslogik verwirft, indem sie *queere* Identitäten multipliziert. Die Theorie bietet eine Möglichkeit, sexuelle Orientierung und das Körpergeschlecht zu hinterfragen. Der Impuls, sich mit der Queertheorie auseinanderzusetzen, beruht bei vielen prominenten Vertreter*innen auf einem politischen Kampf um Akzeptanz für diverse sexuelle Identitäten. Insofern ist es kein Wunder, dass gerade die Gesellschaftswissenschaften Queertheorie erfolgreich in ihr Curriculum integriert zu haben scheinen. *Queere* Begriffskritik wurde aus einem gesellschaftskritischen Anspruch heraus geboren, Akzeptanz für Personen zu schaffen, die sich im Modell der Zweigeschlechtlichkeit nicht repräsentiert fühlen. Bedingung für die Auseinandersetzung mit dieser Theorie ist jedoch keineswegs eine Identifikation mit den in der Abkürzung benannten Identitäten. Warum auch? Da das *Queere* gerade den Reiz des Unbestimmten hat, darf sich jeder Mensch in diesem Konzept repräsentiert fühlen. *Queer* ist ein Begriff, mit dem sich „fächerübergreifend das Themenfeld Sexualität und Geschlechterverhältnisse theoretisch bearbeiten [lässt].“¹¹ Er bezeichnet somit eine Denkbewegung, eine kritische Haltung zum vorherrschenden Geschlechtssystem. Diese Kritik setzt nicht voraus, dass der oder diejenige, welche/r die Kritik übt, das vorherrschende System für sich persönlich als unerträglich begreift. Menschen, die glücklich heterosexuell leben, sind ebenso befähigt wie berechtigt, „das Themenfeld Sexualität und Geschlechterverhältnisse“ umfassend zu kritisieren. Die eigene Geschlechtsidentität bestmöglich und auffällig als *queer* lesbar zu machen, ist nicht Bedingung für die Auseinandersetzung. Queerforschung ist inklusiv, nicht exklusiv. Um *queer* zu denken, muss die Denkende in ihren persönlichen Ausdrucksformen nicht mit allen Vorstellungen von Geschlecht brechen, nach denen gelebt wird. Gebrochen werden muss jedoch mit dem Vorurteil, dass bestimmte geschlechtliche Identitäten und sexuelle Präferenzen auf fragloser Basis die Norm bilden und dass andere Vorstellungen, die dieser Normativität widersprechen, abgegrenzt oder gar für unnatürlich erklärt werden dürfen. Insofern wäre es falsch zu behaupten, dass der *queer* denkende Mensch nicht von den Grenzen, die unsere Geschlechternorm setzt, tangiert werden müsse oder gar dürfe, um *Queer Studies* betreiben zu können, denn diese Grenzen sind universell bedeutsam und gültig. Jedes Subjekt, egal wie es sich nennt und versteht, ist davon betroffen. Die Norm beherrscht uns alle, weshalb auch die Kritik dieser Norm jede Person etwas angeht.

Die Geschlechternorm, die das sexuelle Begehren zwischen Mann und Frau privilegiert und sich dabei auf patriarchalisch generierte Vorstellungen von ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ beruft, wird als ‚Heteronormativität‘ bezeichnet. Sie steht im Fokus der Kritik. Die Kritik der Heteronormativität ist ein philosophischer Anspruch, den wir als neukantianisch bezeichnen können. Sie fordert unsere Geschlechterlogik heraus und erforscht den Geltungs-

11 Vorwort zur deutschen Ausgabe: Annamarie Jargose: *Queer Theory*, S. 7–12, S. 7.

bereich von Theorien über ‚Geschlecht‘ und ‚Sexualität‘ kritisch. Bei der Queertheorie geht es darum, die verborgenen Kräfte und Vorstellungen zu hinterfragen, die Geschlechtsidentität bedingen. Geschlechtsidentität und sexuelles Begehren beruhen auf Denkmustern und Dynamiken, die keineswegs selbstgewählt sind, sondern in die wir uns, mehr oder minder erfolgreich, einfügen. Die Freiheit, auch die geschlechtliche Freiheit, eines Menschen kann nur darin bestehen, sich über die Bedingungen seiner Weltorientierung, und in diesem Fall seiner sexuellen Orientierung, klar zu werden. Das, was wir authentisch zu begehren glauben, ist eingebunden in eine Geschichte und zwar in eine, die Heterosexuelle seit Langem dazu ermächtigt, sich als ‚normaler‘ zu empfinden als Menschen, die andere Begehrensformen ausleben oder deren Geschlechtsidentität nicht eindeutig ist. Diese Privilegierung allerdings beruht auf einer Ausblendung der Vielgestaltigkeit des Geschlechtlichen und des Begehrens. Zu glauben, dass Toleranz und intellektuelle Offenheit uns davon abhalten, von dem heteronormativen System geprägt zu sein, wäre naiv.

Die Denkräume, die Queertheorie öffnet, sind, wie bei jeder Kritik an bestehenden Mythen und Begriffen, zugleich vage und einladend. Vage ist Queertheorie insofern, als sie sich keiner festen Paradigmen bedienen kann, also das, was wir in den Texten suchen, nicht vorher schon offenkundig ist. Ausgeblendete Phänomene aber sichtbar zu machen und die prinzipielle Offenheit dieser Theorie, die sich für Jargose als so signifikant erweist, bilden zugleich den Reiz der Theorie. Für welchen Menschen könnte diese kritische Denkbewegung uninteressant sein und, was im Zusammenhang dieser Einführung ebenso bedeutend ist, für welchen Text kann die Hinterfragung der sexuellen Orientierung seiner Figuren nicht eine erhebliche Lektürehilfe eröffnen? Sicher ist, wie bei allen Theorien und Methoden, nicht jeder Text gleichermaßen dafür geeignet, ihn mit der Brille der *Queer Studies* zu untersuchen. Bestimmte Texte, in denen die Liebesbeziehungen oder die sexuellen Verwicklungen ihrer Figuren im Vordergrund stehen, bieten sich für *queeres* Denken gewiss besser an als Texte, in denen andere Inhalte dominieren. Es ist aber ein Kurzschluss zu glauben, dass die Texte, für die sich *Queer Studies* als Methode besonders eignen, immer von den offenkundig aus dem Heterosystem Ausgestoßenen handeln müssten. In einem Aufsatz über neue Entwicklungen in der Literatur- und Kulturwissenschaft stellt Eveline Kilian *Queer Studies* zwar als Instrumentarium für diese Art von Texten vor, indem sie eine Transsexuellenautobiographie, einen Text einer Transgenderaktivistin und eine Textcollage, die für ein fluides Identitätskonzept plädiert, analysiert. *Queer Studies* an diesen Gegenständen anzuwenden ist sofort einleuchtend, so dass der Aufsatz gut lesbar und seine Argumentation schlüssig ist. Dass sich aber bestimmte Texte geradezu für eine *queere* Analyse anbieten, soll nicht heißen, dass der Erkenntnisgewinn, der durch *Queer Studies* erzielt werden kann, nur auf ein Textkorpus beschränkt bleiben darf. Für eine *queere* Analyse eines Textes muss nicht vorausgesetzt werden – was der zitierte Aufsatz auch gar nicht behauptet –, dass die Protagonist*innen bewusst den Versuch unternehmen, Geschlecht und Identität neu zu denken.¹²

12 Vgl. Eveline Kilian: Gender Studies und Queer Studies: Neuere Entwicklungen in der Literatur- und Kulturwissenschaft. In: *Ins Wort gesetzt, ins Bild gesetzt. Gender in Wissenschaft, Kunst und Literatur.* Hrsg. von Ingrid Hotz-Davies / Schamma Schahadat. Bielefeld 2007, S. 79–98.

Sie rechnet mit der Möglichkeit eines Textbegehrens, das sich in einer unterschwellig symbolischen Ordnung kodiert und nicht mit jenem Begehren deckungsgleich ist, das sich in den Stimmen des Autors, des Erzählers und der Figuren artikuliert.¹³

Mir scheint aber das Vorurteil weit verbreitet zu sein, dass Texte *queer* zu lesen nur dann als sinnvoll erachtet wird, wenn sich in diesen Texten ein *queeres* Begehren deutlich artikuliert. Deshalb werde ich eine Breite von literarischen Texten des 20. und 21. Jahrhunderts vorstellen, die nicht *per se* schon in einem paradigmatischen Zusammenhang mit *queerer* Identität stehen, denn in diesem Einführungsbuch soll *queeres* Denken sich als ein Lektüreschlüssel empfehlen, der keine marginalisierte Existenz verdient, der allerdings auch nicht andere Methoden zwangsläufig in die zweite Reihe zu verdrängen trachtet. *Queeres* Denken ist für Literaturwissenschaftler*innen deshalb so inspirierend, weil sich die meisten literarischen Figuren deutlich als Objekte von mythischen Geschlechtervorstellungen zu erkennen geben, die jedoch im Laufe der Erzählung immer wieder gebrochen und unterlaufen werden. Das *Queere* ist etwas, das sich permanent mitteilt, aber eben nur derjenigen Person sichtbar ist, die es sehen will/kann. Die Voraussetzung für eine *queere* Lektüre besteht darin, die Systemblindheit abzulegen. In einer *queeren* Analyse eines Textes muss es nun darum gehen, die unterschwellig, leisen Stimmen zum Sprechen zu bringen, die sich als Unterwanderung der Heteronormativität lesen lassen. *Queer Studies* bestehen auch für uns als Literaturwissenschaftler*innen in Heteronormativitätskritik. Ohne diesen Begriff sind wir kaum in der Lage, die Beziehungen in den Blick zu nehmen, die ausgeblendet werden. Haben wir mit ‚Heteronormativitätskritik‘ ein Konzept, das klarer denotiert ist als ‚*queer*‘?

2. Heteronormativitätskritik als *queere* Denkbewegung

Die Philosophin und Rhetorikprofessorin Judith Butler (* 1956) gilt als Begründerin der Queertheorie. Grundlegend für die Auseinandersetzung mit der Konstruktion des Begehrens ist ihre Publikation *Gender Trouble*¹⁴ aus dem Jahr 1990. Sie erschien bereits 1991 unter dem Titel *Das Unbehagen der Geschlechter* auf Deutsch. Butlers „Unbehagen“ wurde zum Kultbuch, das eine breite, meist auch sehr kritische Rezeption anstieß. Die Schrift erschien nun schon in der 19. Auflage. Es gibt zahlreiche Einführungen in ihr Werk und Judith Butler gilt auch in unserem Fach bereits als „Klassiker[in] der modernen Literaturtheorie.“¹⁵ 20 Jahre nach Erscheinen der den Queerdiskurs begründenden Publikation wurde die Autorin in einer deutschen Philosophiezeitschrift im Rückblick auf die damals bahnbrechenden Thesen befragt. Ich zitiere eine lange Passage des Interviews, weil diese meines Erachtens in den Kern *queeren* Denkens einführt.

13 Andreas Kraß: Queer Studies – eine Einführung. In: Queer denken. Gegen die Ordnung der Sexualität (Queer Studies). Hrsg. von dems. Frankfurt am Main 2003, S. 7–30, S. 22.

14 Vgl. Judith Butler: *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. New York [u. a.] 1990, in dt. Auflage: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main 1991.

15 Vgl. Andreas Blödorn: Judith Butler. In: *Klassiker der modernen Literaturtheorie*. Von Sigmund Freud bis Judith Butler. Hrsg. von Matias Martínez / Michael Scheffel. München 2010, S. 385–406.

Ihr Buch „Das Unbehagen der Geschlechter“ handelt von der Frage, wie sexuelles Begehren und geschlechtliche Identität entstehen – eine Frage, die für Sie fundamental für das Verstehen von Kultur ist. Können Sie das erklären?

Zunächst steht Kultur für mich immer im Plural. Wir müssen uns viele Kulturen denken. Doch in fast jedem kulturellen Kontext kommt die Frage auf, ob eine geschlechtliche Festlegung Vorbedingung für kulturelle Teilhabe ist. Muss jemand als Mädchen oder Junge etabliert sein, um in einer bestimmten Kultur verständlich oder erkennbar zu werden? Einige indianische Kulturen haben das Konzept eines dritten Geschlechts. Oder mancherorts bestehen Kategorien für hermaphroditische Menschen. Eine Frage, die mein Buch aufwarf, ist, ob wir im vorherrschenden Gesellschaftsmodell von jemandem eine lesbare geschlechtliche Identität verlangen, um sie oder ihn als Menschen anzuerkennen. Damit wird die Geschlechtsidentität zu einer kulturellen Voraussetzung für das Menschsein.

Sie versuchen in Ihrem Buch zu zeigen, dass unsere geschlechtliche Identität als Mann oder Frau keineswegs natürlich ist. Wie ist das zu verstehen? Gibt es nicht ganz offensichtlich biologische Unterschiede?

Wissen Sie, ich bin ja nicht verrückt. Ich bestreite keineswegs, dass es biologische Unterschiede zwischen den Geschlechtern gibt. Doch wenn wir sagen, es gibt sie, müssen wir auch präzisieren, was sie sind, und dabei sind wir in kulturelle Deutungsmuster verstrickt. Zum Beispiel sagen Leute zu mir: „Frauen können Kinder gebären, Männer nicht – ist das kein Unterschied? Das leugnen Sie doch nicht!“ Die eigentliche Frage ist aber: Es gibt viele Frauen, die nicht gebären können oder nicht wollen – behaupten wir, sie seien keine Frauen? Wenn wir sagen, Frauen unterscheiden sich von Männern durch diese Fähigkeit, es sich aber herausstellt, dass diese Fähigkeit nicht wesentlich dafür ist, wer sie sind, dann befinden wir uns in einem kulturellen Akt: Wir setzen eine kulturelle Norm der Reproduktion zur Bestimmung eines biologischen Unterschieds fest. Es lässt sich nicht wirklich sagen, was in dieser Debatte biologisch ist und was kulturell.¹⁶

Mit diesen Aussagen stehen wir im Zentrum der Heteronormativitätskritik. Denn wenn die Geschlechtsidentität in „kulturelle Deutungsmuster verstrickt“ ist, gilt das auch für das Begehren. Auch ihm ist im Sinne Butlers keine Natürlichkeit zuzuschreiben, denn diese Zuschreibungen unterstehen „einem kulturellen Akt“.

16 Heterosexualität ist ein Phantasiebild. Judith Butler im Gespräch. Die Adorno-Preisträgerin über Geschlecht, Begehren und die fundamentale Fragilität des Lebens. In: Philosophiemagazin 01 (2013). S. 64–69, S. 64.

Heteronormativität ist ein zentraler Begriff der *Queer Theory*, mit dem Naturalisierung und Privilegierung von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit in Frage gestellt werden. Das bedeutet, dass nicht nur die auf Alltagswissen bezogene Annahme, es gäbe zwei gegensätzliche Geschlechter und diese seien sexuell aufeinander bezogen, kritisiert wird, sondern auch die mit Zweigeschlechtlichkeit und (ehevertraglich geregelter) Heterosexualität einhergehenden Privilegierungen und Marginalisierungen.¹⁷

Unter ‚Heteronormativität‘ versteht man die diskursive Abdrängung des *same-sex-desire*, also des gleichgeschlechtlichen Begehrens, als einer devianten, somit normwidrigen Erscheinung. Die Norm, dass Menschen das jeweils andere Geschlecht sexuell zu begehren haben, vermittelt zwar den Anschein der Natürlichkeit, in dem Sinne, dass Heterosexualität ‚naturgewollt‘ bzw. ‚naturentsprechend‘ sei, baut aber auf Prämissen auf, die kulturell vermittelt diesen Anschein des Natürlichen herbeiführen. So gilt es beispielsweise als natürliche Tatsache, dass es zwei Geschlechter gibt. Wie die Interviewaussage Butlers zeigt, herrscht bei Genderkonstruktivist*innen die Überzeugung vor, dass diese faktisch so evident scheinende Tatsache kulturell bedingt ist.

In der englischen Sprache lässt sich das Geschlecht eines Menschen mit zwei unterschiedlichen Begriffen bezeichnen. ‚Sex‘ wird als das biologische Geschlecht verstanden, ‚Gender‘ als die sozial-geschlechtliche Rolle. Im Deutschen können wir diesen Unterschied nur als biologisches oder soziales Geschlecht benennen. Es wird im Allgemeinverständnis davon ausgegangen, dass ein biologisches Geschlecht eine soziale Rolle nach sich zieht. Die Rolle sei vielleicht partiell veränderbar, die ihr zugrundeliegende Natur nicht. Das allerdings wird aus konstruktivistischer und *queerer* Perspektive bestritten. In der Argumentation für einen ‚Wahrheitsanspruch der Natur‘ wird die Möglichkeit bereits ausgeblendet, dass Menschen intersexuell geboren werden oder in der Pubertät hermaphroditisch werden können, also sexuelle Merkmale des anderen Geschlechts ausbilden. Diese Menschen lassen sich bereits ‚biologisch‘ nicht eindeutig im System der Zweigeschlechtlichkeit verorten. Die als Wahrheit geltende Prämisse, man/frau werde entweder als Frau oder als Mann geboren, blendet auch das Phänomen aus, dass einigen Menschen ein biologisches Geschlecht, in der Gendertheorie mit dem Begriff ‚Sex‘ bezeichnet, also die Kategorie ‚männlich‘ oder ‚weiblich‘ zwar attestiert wird, diese Personen sich aber in ihrem Rollenverhalten (*Gender*) entgegen der für sie gültigen

17 „Der Begriff Heteronormativität dient zur Analyse und Kritik der Verflechtung von Heterosexualität und Geschlechternormen, mit denen Macht-, Ungleichheits- und Herrschaftsverhältnisse einhergehen [...]. Der Neologismus ‚heteronormativity‘ (Warner, 1991, S. 14) tauchte erstmalig in Michael Warners Aufsatz ‚Introduction: Fear of a Queer Planet‘ auf [...]. Ausgehend von dem Befund, dass die Sozialtheorie lange Zeit Sexualität als gesellschaftliche Institution ausgeblendet hat, schlägt Warner vor, Heterosexualität als eine grundlegende Kategorie sozialtheoretischer Analysen zu denken, um damit Kritik am Privileg einer heterosexuellen Kultur üben zu können [...].“ Bettina Kleiner: Heteronormativität. In: Gender Glossar (2016). Verfügbar unter: <https://gender-glossar.de/glossar/item/55-heteronormativitaet> (letzter Zugriff 11.2.2019).

Geschlechtsnorm verhalten. Dies kann so weit gehen, dass sie die an sie gestellte Rollenerwartung provokativ brechen, indem sie sich deutlich den Rollenerwartungen unterwerfen, die für das Geschlecht gelten, dem sie begrifflich nicht angehören. Wie Eveline Kilians Analysen darlegen, gibt es in der Literaturgeschichte Beispiele für diese Phänomene. Ob es dabei um Transsexualität geht, also das Bestreben unter Zuhilfenahme eines operativen Eingriffs und hormoneller Therapie eine andere Geschlechtsidentität anzunehmen, um Travestie, also den Wunsch, sich nach Normen des anderen Geschlechts zu kleiden und zu stilisieren, oder ob wir weniger auffällige Erscheinungen wie betont burschikose Mädchen und feminin erscheinende Männer, die um 2000 sogar ein Männlichkeitsideal verkörperten, im Blick haben – dieses Wissen kann wenig daran ändern, dass wir an unseren medizinischen, juristischen, sozialen Vorstellungen von ‚naturegebener‘ Zweigeschlechtlichkeit festhalten. Das tun wir, obwohl auch aus der Biologie Stimmen laut werden, die die Naturalisierung der Zweigeschlechtlichkeit kritisch erforschen und empirisch widerlegen.¹⁸

Die Hinterfragung der Zweigeschlechtlichkeit und die Heteronormativitätskritik sind keine geisteswissenschaftlichen Blüten, die sich betont von den Naturwissenschaften abgrenzen. Doch weiterhin operiert unsere Vorstellung von Geschlechtern mit einer Kette von sozialen Erwartungen und biologistischen Vorurteilen. Judith Butler bezeichnet das kulturelle Geschlechterarrangement, das zwei Geschlechter als sich gegenseitig ausschließende Pole als Norm setzt, als ‚heterosexuelle Matrix‘.¹⁹ Von einem biologisch als Mann geltenden Menschen erwarten wir, dass er sich männlich verhält – ein schweres Unterfangen, weil die Vorgaben darüber, was als ‚männlich‘ gilt, nicht eindeutig sind – und seiner Natur gemäß Frauen zu begehren hat. Für einen biologisch als Frau geltenden Menschen gilt im Umkehrschluss dasselbe. Eine Frau soll sich weiblich verhalten, was noch um Einiges schwieriger ist, weil die Rollenstereotype von Weiblichkeit noch kurzlebiger und kontextabhängiger als die von Männlichkeit sind, eingedenk der Tatsache, dass die feministischen Wellen ebenfalls deutlich dazu beigetragen haben, ‚Weiblichkeit‘ als Rollenvorgabe zu kritisieren. Nichtsdestotrotz gelten bestimmte Vorschriften für sie, nach denen reziprok von ihr erwartet wird, dass sie ihr Begehren auf einen Mann richtet. Eine Geschlechtsidentität setzt sich also aus den Kategorien ‚Sex‘ (biologisches Geschlecht), ‚Gender‘ (soziales Geschlecht, also geschlechtliches Rollenverhalten) und ‚Desire‘ (Begehren des anderen Geschlechts) zusammen. Diese Kategorien müssen kohärent sein, um eine mit der heterosexuellen Matrix in Einklang stehende Geschlechtsidentität zu bilden.

Das heterosexuelle Begehren wird auch mit einem weiteren Totschlagargument verteidigt: Neben dem Verweis auf die Existenz von zwei Geschlechtern dient der Hinweis, dass sich die-

18 Vgl. dazu: Heinz-Jürgen Voss: *Making Sex Revisited. Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive*. 3. Aufl. Bielefeld 2011.

19 „Die Institutionierung einer naturalisierten Zwangsheterosexualität erfordert und reguliert die Geschlechtsidentität (gender) als binäre Beziehung, in der sich der männliche Term vom weiblichen unterscheidet. Diese Differenzierung vollendet sich durch die Praktiken des heterosexuellen Begehrens. Der Akt, die beiden entgegengesetzten Momente zu differenzieren, führt dazu, daß sich jeder der Terme festigt bzw. jeweils eine innere Kohärenz von anatomischem Geschlecht (sex), Geschlechtsidentität (gender) und Begehren gewinnt.“ Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, S. 46.

se männlichen und weiblichen Wesen (man bedenke allerdings ‚nur‘ unter bestimmten Umständen) erfolgreich fortpflanzen können, als Fundament der Heteronormativität. Sexualität diene hauptsächlich der Fortpflanzung und mit diesem moralischen Diktum schreibt man den Geschlechtern ein ‚naturgewolltes‘ Begehren zu. Die kulturelle Norm der Reproduktion sorgt dafür, dass wir ein kinderloses heterosexuelles Paar für ‚natürlicher‘ halten als ein homosexuelles Paar, das Kinder hat, weil wir nämlich die Reproduktion, die nur heterosexuell erfolgen kann, als eigentliche Ursache der Paarbildung deklarieren, selbst dort, wo (heterosexuelle) Paare weder Kinder haben können noch wollen. Wenn wir gegen die (angebliche) Natur begehren, gilt dies vielleicht (zumindest in der säkularisierten Kultur, in der wir aufgewachsen sind) nicht mehr als Sünde, aber doch als ‚abnorm‘. Da sich die meisten Menschen tolerant wähnen, wird die Lebensform zwar akzeptiert, doch auch für so manchen Toleranten bleibt Homosexualität dem Wortsinn nach ‚abwegig‘. Die 2017 im Bundesrat verabschiedete ‚Ehe für alle‘ ist zwar ein Meilenstein für die Anerkennung gleichgeschlechtlicher Lebensformen. Sie ändert jedoch nicht sofort unser Begriffssystem. Die Tatsache, dass Menschen, die das eigene Geschlecht begehren, keine prokreative Sexualität mit der begehrten Person leben können, also eine Sexualität, die primär dem Zweck der Zeugung von Nachkommenschaft unterstellt ist, wurde in unserer Kultur als festes Zeichen dafür gedeutet, dass die Natur ‚wünscht‘, dass Männer eben nur Frauen begehren (natürlich die ‚richtigen‘, also gebärfähigen und -willigen) und andersherum. Diese Logik ist jedoch inkonsistent. Wenn die Natur so klug ermäße und einen Schöpfungswillen hätte, wie kann sie zeugungsunfähige Männer, unfruchtbare Frauen oder Menschen ohne Kinderwunsch hervorbringen? Wieso verlangt es Menschen auch unabhängig von einem Kinderwunsch nach Sexualität? Wären diese sexualfreudigen, aber kinderlosen Menschen nicht ebenso von Mangelhaftigkeit gekennzeichnet wie intersexuell geborene Menschen, was sie ähnlicher, wenn auch nicht gleich starker Diskriminierung aussetzen müsste? Ist es ein Verrat an der Natur, ein Kind mit einem anderen Menschen großzuziehen als mit dem Menschen, mit dem es gezeugt wurde? Sind alte Menschen, die keinen prokreativen Geschlechtsverkehr mehr haben können, in ihrer Sexualität auch naturwidrig? Halten wir es für legitim, wenn sie noch Begehren spüren oder äußern? Dürfen Menschen, die keine Kinder wollen, eigentlich jemanden ‚begehren‘? Im 19. Jahrhundert wäre die Frage in Bezug auf Frauen sofort verneint worden. Anständige weibliche Wesen hätten überhaupt kein sexuelles Begehren zu haben, allein ihr unumstrittenes Schicksal, von Gott oder Natur zur Mutterschaft berufen zu sein, zwänge sie, Sexualität über sich ergehen zu lassen. Eine aktiv begehrende Frau wäre im 19. Jahrhundert ebenso suspekt wie im 20. Jahrhundert eine Frau, die kein körperliches Begehren kennt. Sowohl die hier gestellten Fragen als auch die historischen Kontextualisierungen erweisen sich bereits als *queere* Intervention, weil sie an der Logik rütteln, dass Sexualität nur vom prokreativen Sexualakt und nur von der Zweigeschlechtlichkeit aus gedacht werden kann und dass rein lustbetonte Sexualität, sowohl hetero- als auch homosexueller Art, eigentlich nur ein Derivat dessen sei, was Natur ‚ursprünglich‘ vorgibt. Bereits heterosexuelle kontrazeptive Sexualität gewinnt bei näherer Betrachtung nach dieser Logik den Anschein des Unnatürlichen.

Faktisch betrachtet denken und begehren wir natürlich nicht so fortpflanzungsgerichtet, wie die an der Reproduktion orientierte Logik suggeriert, selbst wenn immer wieder popu-